

BERLINER SKIZZEN



ngiyaw eBooks

ARTHUR ZAPP

Arthur Zapp
Berliner Skizzen

Hoch im Norden – Im Geheimrats-Viertel

Aus: Die Gesellschaft - Monatschrift für Literatur
und Kunst 3/1887

Bibliothek von ngiyaw eBooks

Illustration: Edvard Munch - Kiss by the window

I.

Hoch im Norden.

Hoch oben im Norden Berlins gibt es einen Stadtteil, der unter dem Namen: »Pommersches Viertel« bekannt ist. Diese Bezeichnung ist ihm aus dem Grunde beigelegt worden, weil seine Straßen die Namen pommerscher Städte führen. Wir finden da eine Rügener Straße, ferner eine Wolliner, eine Demminer, eine Swinemünder Straße u. s. f.

In diesem Stadtviertel herrscht ein sehr stilles Leben. Hier wird man nicht gewahr, daß man sich in den Straßen einer Großstadt befindet. Da gibt es keine Prachtbauten, keine glänzenden Läden, hier begegnet man keiner eleganten Equipage und ein Ereignis ist es, wenn eine Droschke beschwerlich über das holprige Pflaster des Pommerschen Viertels dahinrasselt. Hier ist der mit spiegelblankem Kastorhut und spitzen Lackstiefelchen angethane Dandy eine ebenso ungekannte Erscheinung, wie die patschuliduftende Dame der Halbwelt, die in den Straßen der Friedrichstadt ihr Unwesen treibt. Hier haben weder die »Bodega-Kompanie«, noch Herr

Oswald Nier Filialen, hier gibt es weder Theater noch Konzertlokale und die besuchtesten Etablissements sind in diesem Stadtteil die Pfandleihgeschäfte und die — Pferdefleisch-Handlungen.

Die Männer, denen wir auf der Straße begegnen, tragen zum größten Teil Arbeitsjacken und die Frauen gehen in verschossenen Kattun-Kleidern und in abgetretenen »Filzparisern« einher. Da hört man selten ein fröhliches Lachen, da sieht man selten rote, frische Wangen, von denen einem die Freude des Daseins entgegenlacht. Ernst und still gehen hier die Menschen ihres Weges, auf den blassen, vergrämten Gesichtern die Spuren von Elend und Sorge.

Das Leben und Treiben, das sich aus den Straßen und in den einfachen, prunklosen Häusern dieses Stadtteils entwickelt, ist ein ganz anderes, als dasjenige, das man in dem Tiergartenviertel, oder in dem Potsdamer-, dem sogenannten Geheimratsviertel, beobachten kann. Die Freuden und Leiden, die den Bewohnern des Nordens beschieden, sind ganz anderer Art, als die der in »Berlin W.« Wohnenden. Während man hier von Herzen froh ist, wenn »Vater« endlich wieder Arbeit gefunden hat, nachdem er vielleicht wochen- oder monatelang ohne Verdienst gewesen, während welcher Zeit die Familie von »Pellkartoffeln« und

von Brotsuppe gelebt hat, so freut man sich dort über die neue Dekoration, die »Papa« zu den bereits auf seinem Frackaufschlag prangenden Orden soeben erhalten hat.

In dem oben beschriebenen Pommerschen Viertel wohnt in einem der Hinterhäuser der Wolgaster Straße vier Treppen hoch, der »Arbeiter« Werner, der schon lange Zeit ohne Arbeit ist, nachdem er aus seiner letzten Stellung wegen wiederholter Trunkenheit davongejagt wurde. Es ist um die zehnte Abendstunde. Die Lampe, welche auf dem wurmstichigen, wackeligen Tische steht, beleuchtet gar trübselig das Stübchen, das der Familie Werner zugleich als Wohn-, Schlafzimmer und Küche dient. Eine Frau, deren bleiche, eingefallene Wangen von Kummer und Hunger, deren rotgeränderte Augenlider von Nachtwachen und Thränen zeugen, sitzt am Tisch mit einer Näharbeit beschäftigt. Emsig führt sie die Nadel, obgleich ihr die Augen vor Müdigkeit zufallen wollen, denn sie hat schon um fünf Uhr am Morgen das Bett verlassen und den Tag über am Waschtrog gestanden. Auf ihren schwachen Schultern allein lastet die Sorge um die Erhaltung der Familie, die aus ihr, ihrem Manne und vier Kindern besteht. Einst waren es ihrer acht gewesen, aber vier

waren der in den Häusern der Armut fast immer tödlich endenden Diphtheritis zum Opfer gefallen. Der Arme, dem jede Ausgabe schwer fällt, ruft den Arzt gewöhnlich erst, wenn es schon zu spät ist und bei dieser schrecklichen Krankheit kommt ja alles auf ein schnelles Einschreiten an. Und wie soll die schwere, an harte Arbeit gewohnte Hand den feinen Pinsel führen, mit dem die erstickenden weißen Pilze aus dem Rachen des kranken Kindes entfernt werden müssen? Ja, nicht selten stirbt, selbst wenn das eigentliche Leiden glücklich überwunden ist, der von der Krankheit geschwächte kleine Patient an der sogenannten Nachkrankheit, d. h. an Entkräftung und Schwäche, da die armen Eltern nicht im stande sind, die notwendigen, teuren Stärkungsmittel anzuschaffen. Kein Wunder, daß die gefürchtete Epidemie in den Wohnstätten der Armen und Elenden einen ganz andern Prozentsatz an Opfern fordert, als in den Häusern der Wohlhabenden.

Die unglückliche Frau trocknete die Thränen, welche ihr die Erinnerung an ihren schmerzlichen Verlust ins Auge getrieben und arbeitete emsig weiter. Jetzt war keine Zeit zum Weinen, die Arbeit mußte noch heute fertig werden. Der Älteste brauchte ganz notwendig ein lateinisches Lexikon und dazu fehlten noch ein paar Mark. Er war ihr Stolz und ihm

gehörten ihre Nachtstunden. Er würde gewiß einmal alle Mühen reich vergelten und den jüngern Geschwistern eine Stütze werden, war er doch mit fünfzehn Jahren bereits Sekundaner. Er hatte eine so prächtige Auffassungsgabe und einen so regen Lerneifer. Es wäre schade gewesen, ihn nicht die »hohe Schule« besuchen zu lassen. Alle seine Lehrer hatten dazu geraten und man hatte ihm eine Freistelle besorgt. Mehr hatte man allerdings nicht thun können, das Übrige war ihre Sache. Deshalb mußte sie nun bis spät in die Nacht hinein aufsitzen, um das Geld für die teuren Bücher zu verdienen. Das, was sie am Tage durch Waschen bei fremden Leuten erwarb, reichte knapp zur Bestreitung des Haushaltes. Der Älteste und die beiden andern Knaben schliefen bereits, alle drei in einem Bett. Für sie und Bertha, ihre Tochter, war das andere Bett bestimmt. Der Vater schlief auf einem Strohsack am Boden. Er war noch nicht zu Hause; wahrscheinlich hatte er sich durch einen gelegentlichen Verdienst oder auch durch Betteln ein paar Groschen verschafft. Die mußten nun erst in der »Destille« bis auf den letzten Pfennig verthan werden. Denn so lange er noch ein Geldstück in der Tasche hatte, litt es ihn nicht zu Hause und für die Erhaltung der Familie etwas beizutragen, fiel ihm schon längst nicht mehr ein. Die Nachbarn hatten ihr

schon oft den Rat gegeben, sich von dem Manne, der ihr nur eine Last war und sie nicht selten in ihrem Erwerb behinderte, zu trennen. Aber sie hatte das nie übers Herz bringen können. War er doch der Vater ihrer Kinder und hatte sie doch einst so glücklich mit ihm gelebt! Das war vor Jahren gewesen, als er noch ein fleißiger, geschickter Arbeiter und in der Borsigschen Maschinenfabrik beschäftigt gewesen war. Da trat jenes entsetzliche Ereignis ein, das aus dem soliden, braven Arbeiter einen Trunkenbold und Müßiggänger machte.

Er hatte eine Schwester, ein bildhübsches, lustiges, junges Ding. Mit der zärtlichsten Liebe hing er an ihr. Sie waren beide jung Waisen geworden und zu Verwandten gekommen, bei denen es ihnen nicht besonders gut gegangen war. Da hatten sie sich um so inniger an einander geschlossen. Als er sich verheiratete, hatte er die Schwester bei sich behalten. Die drei jungen Leute hatten so zufrieden und einträchtig mit einander gelebt, daß es damals wohl in ganz Berlin keine glücklicheren Menschen gegeben hatte. Aber leider blieb es nicht immer so. Es war selbstverständlich, daß das erwachsene, junge Mädchen auch etwas zur Bestreitung der Haushaltungskosten beisteuerte. Sie suchte und fand Beschäftigung in einem großen Damen-

Konfektionsgeschäft. Der Sohn des Chefs, der sich darauf verstand, machte gar bald die Entdeckung, daß die Neueingetretene die hübscheste unter den Arbeiterinnen seines Vaters war. Seine Artigkeiten, seine Einladungen, mit ihm gelegentlich einen Abend zu verbringen, hatte sie anfangs kurz abgewiesen. Nach einiger Zeit, unter dem Einfluß der Reden ihrer Mitarbeiterinnen und der unablässigen Bemühungen des erfahrenen jungen Mannes, hatte sie sich doch verleiten lassen, eines Abends in seiner Gesellschaft ein Konzertlokal zu besuchen. Den Verwandten gegenüber hatte sie irgend eine Ausrede gebraucht; denn der Bruder hätte nicht zugegeben, daß sie allein mit einem jungen Manne den Abend verbringe. Bekanntlich ist nur der erste Schritt auf dem Wege des Bösen schwer. Von da an hatte sie sehr oft in Gesellschaft des lebenslustigen und reichen jungen Mannes öffentliche und — geheime Lokale besucht und das Ende war, daß sie eines Tages der Schwägerin ein niederschmetterndes Geständnis machen mußte. Als der Bruder davon erfuhr, war er in einen wahren Paroxysmus der Wut geraten. Das erste, was er that, war, daß er seine Schwester, trotz ihrer und seiner Frau inständigen Bitten, mit harten Worten aus seiner Wohnung wies. Mit einer gemeinen Dirne wolle er nicht unter einem Dache

leben. Dann war er wie ein Rasender davongestürmt und nach wenigen Monaten erst war er zurückgekehrt — aus dem Gefängnis, wohin man ihn gebracht, weil er den Geliebten seiner Schwester vor dem gesamten Geschäftspersonal nicht nur mit Worten, sondern auch thätlich schwer insultiert hatte. Seine Stellung in der Borsigschen Fabrik hatte er natürlich verloren und es war ihm nicht möglich gewesen, in seinem Fache wieder Beschäftigung zu finden. Dieser Umstand, sowie die Entdeckung, die er eines Tages machte, daß seine Schwester sehr schnell von Stufe zu Stufe gesunken und bereits nach Jahresfrist auf der letzten, der einer öffentlichen Dirne angekommen war, hatten ihn dem Trunke in die Arme geführt. Er war mit sich und der Welt zerfallen und hinfort zu jeder anhaltenden Arbeit unfähig.

Das Geräusch der sich öffnenden Thür entriß die Sinnende ihren traurigen Grübeleien. Es war Bertha Werner, ein etwa dreizehnjähriges Mädchen, das nach Hause kam. Das Kind ging jeden Abend mit einem Körbchen voll Wachszündhölzer-Schachteln hausieren. Die Schachtel verkaufte sie mit zehn Pfennig und da sie im Einkauf nur die Hälfte zahlte, so war der Verdienst hoch genug. Sie setzte an manchem Abend wohl zehn Stück ab und mehr. Das war eine nicht unbedeutende Hilfe für die Mutter,

und Bertha war immer stolz und glücklich, wenn sie der geliebten Mutter bei der Heimkehr den Erlös des Abends überreichen konnte. Heute kehrte sie in einem eigentümlich erregten Zustand heim. Verwundert blickte ihr die Mutter in das lebhaft gerötete Gesicht, in welches das Haar wirr herabhing und in die mit Thränen gefüllten Augen.

»Was hast du, Kind ?« fragte sie besorgt.

»O Mutter, Mutter!« Ein konvulsivisches Schluchzen erstickte die Stimme des Mädchens, das sich ungestüm an der Mutter Brust warf.

Die Frau strich dem Kinde liebkosend die Haare von den erhitzten Wangen und suchte es mit liebevollen Worten zu beschwichtigen, nach dem Grunde seiner Erregung fragend. Endlich gelang es ihr, die Thränen des Kindes zu stillen und es zum Sprechen zu bringen.

»Ich war,« so erzählte Bertha »eben aus einem Lokale in der Nähe des Rosenthaler Thores gekommen und wollte die Rosenthaler Straße hinabgehen, da hielt mich ein Herr an, ein elegant gekleideter Herr, der mir einige Schachteln Streichhölzer abkaufen wollte. Da er aber, wie er mir sagte, nur ein Zwanzigmarkstück bei sich habe, das ich ja doch nicht wechseln könne, so möchte ich ihn nach seiner ganz in der Nähe belegenen Wohnung

begleiten, dort wolle er mich bezahlen. Ich, froh über den in Aussicht stehenden Verdienst, folgte ihm gern. In seiner Wohnung angekommen — es war in einer der Seitenstraßen — sah er mich, nachdem er Licht gemacht, so eigentümlich an, daß mir auf einmal so beklommen wurde. Die Luft in dem Zimmer erschien mir so schwül, zum Ersticken. Ich sehnte mich hinaus nach der frischen Luft. Ich hatte einige Schachteln auf den Tisch gestellt und bat den Herrn, mir das Geld zu geben, damit ich weiter gehen könne. Da faßte er mich plötzlich um den Leib und versuchte, sich auf das Sopha setzend, mich auf seine Kniee zu ziehen, während er mir zu gleicher Zeit mit rohem Lachen die Worte — das Kind flüsterte der Mutter einige Worte ins Ohr, die dieser die Röthe der Scham und der Entrüstung in die Wangen trieben — zurief. Ich weiß nicht, woher ich die Kraft nahm, aber ich versetzte dem Herrn einen Schlag ins Gesicht, so daß er mich, einen Schrei ausstoßend, losließ. Ich schnell zur Stube hinaus, die Treppe hinunter und, ohne mich auch nur einmal umzublicken, nach Hause. Ach, Mutter, nun fürchte ich mich, nun mag ich nicht mehr hausieren gehen.«

»Das sollst du auch nicht mehr, mein Kind,« antwortete die Mutter. »Von nun an lasse ich dich nicht mehr des Abends hinaus. Wir müssen den

kleinen Verlust verschmerzen. Und nun, mein Kind, lege dich schlafen, und die Worte, die dir jener Mensch gesagt, du wirst sie vergessen, nicht wahr, und nicht mehr daran denken.«

»Ja, liebe Mutter, ich will sie vergessen.«

Das Kind suchte sein Lager auf und schon nach wenigen Minuten verkündeten seine regelmäßigen Atemzüge, daß es im friedlichen Schlummer das Leid der letzten Stunde bereits vergessen hatte. Nicht so leicht gelang es der Mutter, die Bewegung, in die sie die Erzählung Berthas versetzt hatte, zu bemeistern.

Was es doch für entsetzliche Menschen gab und wie schwer sie es den Armen machten, sich rechtschaffen zu ernähren! Ein lautes Poltern auf der Treppe schreckte sie aus ihrem Sinnen auf. Sie ergriff schnell die Lampe und eilte zum Zimmer hinaus. Es war ihr Mann, der taumelnd und laut schimpfend heimkehrte. Sie war ihm nicht rasch genug mit dem Licht herausgekommen. Jetzt hatte er sich mühsam die Stufen hinaufgewunden. Stolpernd und heftig schnaufend trat er in das Stübchen und ein penetranter, widerlicher Fuselgeruch kam zugleich mit ihm herein. Er war ein kräftig gebauter Mann, Anfang der Vierziger. Sein Gesicht hatte keine unschönen Züge, aber der stiere Blick seiner verglasten Augen und die zahlreichen roten Flecken,

die Nase und Wangen bedeckten, gaben ihm einen abstoßenden Ausdruck. Schwerfällig ließ er sich auf einen Stuhl niederfallen, den einen seiner Füße der Frau hinhaltend, damit sie ihm die Stiefel herabziehe. Auch das ging ihm nicht schnell genug, unwillig stieß er mit dem andern Fuße nach ihr. Die Frau taumelte zurück gegen den Tisch und hätte die darauf befindliche Lampe herabgestoßen, wenn es ihr nicht noch rechtzeitig gelungen wäre, das Gleichgewicht wiederzufinden. Die Glocke freilich fiel herab und zerbrach in kleine Scherben. Fluchend sprang er auf und versetzte der Schuldlosen mit der geballten Faust einen kräftigen Schlag ins Gesicht. Die Mißhandlung von der Hand des starken Mannes hinterließ einen dunkelroten Fleck im Gesichte des armen Weibes und mußte derselben unbedingt einen heftigen Schmerz verursacht haben. Aber die Dulderin stieß keinen Schmerzenslaut aus, kein Vorwurf kam über ihre Lippen, keine Thräne in ihre Augen. Nur einen schmerzlichen Blick warf sie nach den Lagerstätten ihrer Kinder. Das Jüngste war von dem Lärm munter geworden und fing an, leise zu weinen. Der Mann herrschte es mit rohen Worten an. Das Kind fürchtete sich und weinte natürlich noch heftiger. Nun wandte sich der Trunkenbold mit erhobener Hand nach dem Bett des Knaben, augenscheinlich in der Absicht, das

Kind zu züchtigen. Aber die Mutter kam ihm zuvor und ein Messer vom Tisch reißend, warf sie sich zwischen ihn und das Kind, ihm mit blitzenden Augen, mit zornig vibrierender Stimme zurufend: »Mißhandle mich, soviel du willst, aber das Kind rühr mir nicht an in deiner Trunkenheit, wenn du nicht willst, daß ich dir das Messer ins Herz stoßen soll!«

Wie eine Löwin, die ihr Junges bewacht, so stand sie da, ihm furchtlos die Stirn bietend. Ihre Entschlossenheit blieb nicht ohne Eindruck auf ihn. Brummend trat er zurück und warf sich auf seinen Strohsack, auf dem er sich bald in unruhigem Schlummer hin und her wälzte. Das unglückliche Weib war erschöpft auf ihr Bett gesunken. Wie sie, die eben noch so viel Mut und Energie gezeigt hatte, nun so gebrochen und verzweifelt da saß! Erst jetzt ließ sie ihren Thränen freien Lauf, erst jetzt stiegen ihr die Töne der Klage und des Jammers aus dem Herzen empor zu den Lippen. Niemand hörte sie, niemand. Die Thränen hatten ihr schweres Herz erleichtert, sie stand auf und trat zu dem andern Bett, in welchem ihre drei Söhne friedlich neben einander schlummerten. Ein glückliches Lächeln erschien für einen Augenblick auf ihren Lippen, sie beugte sich herab und drückte jedem einen Kuß auf die Stirn.

Dann, sich niederlegend, suchte auch sie im Schlafe Kraft und Stärkung, um am andern Tage dieses Leben voll Mühen und Schmerzen weiterführen zu können, dieses Leben einer Märtyrerin — einer Mutter aus dem Volke.

II. Im Geheimrats-Viertel.

In einem der stattlichen Häuser der Kurfürstenstraße im Potsdamer Viertel wohnt der Geheimerat Klug nebst seiner Familie, die neben ihm aus seiner Frau und seinen drei Töchtern besteht. Der Herr Geheimrat ist ein einfacher Mann von schlichtem Wesen, ein Beamter aus der alten Schule. Er besitzt außer dem Eifer für seinen Beruf noch eine Leidenschaft: ein lebhaftes Interesse für die Numismatik. Seine Münzensammlung verzeichnet eine große Anzahl von Exemplaren, unter ihnen einige sehr seltene Stücke, und ihr widmet er fast alle seine Mußestunden und den größten Teil seines Taschengeldes, das ihm allerdings von seiner Gattin sehr knapp zugemessen wird. Als Beamter soll er von seinen Vorgesetzten sehr geschätzt und bei seinen Untergebenen sehr beliebt und respektiert sein. In seinem Hause ist er das letztere gerade nicht in besonderem Maße, hier hat er im Gegenteil so gut wie nicht mitzureden. Und das ist ihm gar nicht so unlieb, denn ihm ist die Beschäftigung mit Dingen,

die sich nicht entweder auf seine Berufspflicht oder auf die Leidenschaft seiner freien Zeit beziehen, nur lästig. Es fehlt ihm, wie seine Gattin besonders in den ersten Jahren ihrer Ehe so oft tadelnd hervorgehoben hat, jeder »praktische Sinn«. Von diesem besitzt dagegen die Frau Geheimrätin eine ziemlich starke Dosis, und sie bemüht sich nach Kräften, ihren drei hoffnungsvollen Töchtern so viel als möglich davon einzuflößen.

Die Geheimrätin führt die Zügel des häuslichen Regiments mit fester Hand, und ihren Anordnungen müssen sich alle, sowohl Gemahl wie Töchter und Dienstmädchen, widerspruchslos fügen. Es ist übrigens — diese Gerechtigkeit müssen wir der Frau Geheimrätin widerfahren lassen — keine Kleinigkeit, mit den verhältnismäßig geringen Mitteln, die ihr zu Gebote stehen, einen so kostspieligen Haushalt zu führen. Die Mittel, über die sie verfügt, bestehen lediglich aus den neuntausend Mark jährlichen Gehalts, den der Geheimrat bezieht. Es ist, wie gesagt, nicht so leicht, mit dieser geringen Summe ein anständiges Haus zu machen — denn »eine Geheimratsfamilie kann nicht wie eine Familie Hinz oder Kunz leben«. Das ist eines der weisheitsvollen Axiome, welche die Frau Geheimrätin bei passenden Gelegenheiten zum besten zu geben pflegt und

dessen weitere Ausführung lautet: »Ein Geheimrat muß repräsentieren, das ist er seiner Stellung im Staat und in der Gesellschaft schuldig.«

Geheimrats gaben in jedem Winter einen großen Ball und zweimal in jedem Jahr einen *Thé dansant* in kleinerem Umfange; außerdem haben sie natürlich ihren »*Jour fixe*«. Ebenso notwendig wie das Veranstellen derartiger Festlichkeiten, ist in den Augen der Geheimrätin auch das Erscheinen an den Gesellschaftsabenden anderer, befreundeter Familien. Da müssen »standesgemäße« Toiletten für die Töchter angeschafft werden und das alles, sowie der Besuch der besseren Theater und Konzertlokale, wo man sich doch auch von Zeit zu Zeit sehen lassen muß, kostet Geld, viel Geld. Daß trotz alledem die einzelnen Positionen des geheimrätlichen Etats nie überschritten, daß niemals irgendwelche Anleihen kontrahiert werden, das ist allein den haushälterischen Tugenden der Frau Geheimrätin zu danken.

Das sind in flüchtigen Umrissen die Porträts der beiden Häupter der Familie Klug, in deren Wohnung heute alle Fenster hell erleuchtet sind. Man befindet sich in der Vorstände großer Ereignisse.

Der erste *Thé dansant* der Saison soll abgehalten werden. Die Geheimrätin hat noch einmal alle

Arrangements mit scharfem Blick geprüft und alles zur Zufriedenheit gefunden. Jetzt hat sie die Familienmitglieder um sich versammelt, um ihnen ihre letzten Instruktionen zu erteilen. Nachdem sie den beiden jüngsten Töchtern, zwei niedlichen Mädchenblumen von sechzehn und achtzehn Jahren, allerlei Verhaltensmaßregeln eingeschärft hat, die sämtlich mit dem Vordersatze: »es schickt sich nicht« — begannen, wendet sie sich an die ältere, die den klangvollen Namen Melitta führt.

»Und du,« sagt sie zu dieser, indem sie noch um einen Grad strenger blickt, als vorher, »du wirst hoffentlich in dieser Saison endlich einmal vernünftig werden. Du bist bereits vierundzwanzig Jahre alt und hast also keine Zeit mehr zu verlieren, um für deine Zukunft zu sorgen.«

Die Stimme der Geheimrätin nimmt einen fast feierlichen Klang an, während sie den inhaltsschweren Satz verkündigt: »Eine Geheimratstochter ohne Mitgift muß entweder eine reiche Partie machen oder — alte Jungfer werden. Ich denke, das letztere würde nicht nach deinem Geschmack sein. Also laß das nutzlose Kokettieren mit dem Leutnant von Reden, den ich als flotten Tänzer und angenehmen Gesellschafter sehr gern bei mir sehe, den ich aber nun und nimmermehr als

Schwiegersohn acceptieren werde. Du weißt, daß der Medizinalrat Doktor Kühn ein Faible für dich hat. Ein so reicher Bewerber findet sich nicht zum zweitenmale. Bedenke das wohl!«

Schön-Melittchen läßt betrübt das Köpfchen hängen. Was Mama da sagte, war unzweifelhaft richtig, aber wenn sie in Gedanken den flotten Leutnant mit dem alternden Medizinalrat verglich, dann konnte sie sich eines Seufzers nicht erwehren. Warum mußte gerade der erstere arm und der letztere reich sein? Wie im Leben doch alles so unvollkommen eingerichtet ist!

Die Geheimrätin gibt nun noch in aller Eile dem Gatten eine Übersicht der mannigfachen Pflichten, deren Erfüllung an einem Gesellschaftsabend dem »Hausherrn« obliegt, eine Vorlesung, die der Geheimrat so widerspruchslos und ergeben über sich ergehen läßt, wie etwa ein Soldat die Verlesung der Kriegsartikel. Dann begibt sich jeder an seinen Posten, und fünf Minuten später betreten die ersten Gäste die geheimrätlichen Salons.

Seitdem mochte etwa eine Stunde verstrichen sein, als es Schön-Melittchen gelang, unbemerkt — wie sie meinte — aus dem Gewühl der Gesellschaft in ein Zimmerchen, das nicht zu den den Gästen geöffneten Räumlichkeiten gehörte und in welchem einige

Intime des Hauses ihre Garderobegegenstände abzulegen pflegten, zu entwischen. Sie war verstimmt, in ihrem Hirn kreuzten sich die verschiedensten, einander widerstrebenden Gedanken. Unmutig warf sie sich in einen Sessel, ihr hübsches, von reizendem Blondhaar umwalltes Köpfchen gedankenvoll in die Hand stützend.

»Mamas Worte haben mir die ganze Ballfreude geraubt,« murmelt sie grübelnd vor sich hin. »Ich weiß ja, daß ich nie Bothos Frau werden kann, aber warum einen so unsanft aus dem süßen Traum aufschrecken? Der abscheuliche Medizinalrat mit seinen falschen Zähnen und seinem falschen Haar!« Sie lehnt sich mit geschlossenen Augen in den Fauteuil zurück und ein glückliches Lächeln fliegt für einen Augenblick verklärend über ihre Züge.

»Wie schön und stattlich Botho dagegen ist,« flüstert sie leise, »wir trefflich ihm die Uniform steht, wie stattlich sein Schnurrbart — — —!«

Eben werden die Portieren, welche den Eingang des Zimmers verhüllen, vorsichtig zurückgeschlagen und ein junger, schmucker Infanterie-Offizier, dem die helle Lebensfreude vom frischen hübschen Gesicht lacht, erscheint auf der Schwelle. Eine Minute bleibt er lautlos stehen, das reizende Bild vor ihm mit bewundernden Blicken betrachtend.

»Da ist sie!« spricht er bei sich. Alsdann räuspert er sich leise und tritt ein paar Schritte vor in das Zimmer hinein.

»Mein gnädiges Fräulein!«

Die Angeredete fährt mit einem Aufschrei empor. Als sie den Leutnant erblickt, leuchten ihre Augen unwillkürlich freudig auf. Doch sogleich unterdrückt sie diese Regung und mit einer allerliebsten Schmolliene sagt sie:

»Wie Sie mich erschreckt haben, Sie garstiger Mensch! Warum stören Sie mich überhaupt? Ich wollte allein sein.«

Der Leutnant läßt sich nicht so leicht ins Bockshorn jagen.

»Ist es meine Schuld, daß Sie soviel magnetische Kraft besitzen?« bemerkt er lächelnd. »Ich sah Sie den Ballsaal verlassen und war so vermessen, Ihnen langsam zu folgen.«

»Gerade *Sie* hätten mir nicht folgen sollen,« schmollt sie weiter.

»Gerade ich nicht?« sagt er etwas erstaunt, an ihrer Seite Platz nehmend.

»Ja. Denn Ihretwegen hat mir Mama böse Worte gesagt.«

»Meinetwegen?« Er fängt an, wirklich neugierig zu werden.

»Sie hat mich gescholten, daß ich mir von Ihnen die Kour machen lasse.«

Ein fast übermütiges Lächeln kräuselt seine Lippen und läßt die weißen, sorglich gepflegten Zähne hervorschimmern.

»Ist das ein so großes Verbrechen?««

»In Mamas Augen: ja.«

»Und in den Ihren?«

Er beugt sich weit vor, ihre Antwort mit Spannung erwartend. Sie schlägt kokett die Augen nieder, mit leiser Stimme erwidern:

»Ich bin nicht immer derselben Ansicht wie Mama.«

Er bemächtigt sich der nur wenig widerstrebenden Hand und drückt einen feurigen Kuß auf dieselbe.

»O, Sie sind ein Engel, Fräulein Melitta,« ruft der Leutnant sodann in innigem Tone aus. »Ich bete Sie an. Doch das müssen Sie längst wissen. Jeder meiner Blicke hat es Ihnen ja gesagt, daß ich Sie liebe.«

Sie hat ihr Gesicht von ihm abgewandt.

»Sie zürnen mir?« fragt er mit bebender Stimme.

»Ich sollte wohl —« haucht sie leise.

»Aber Sie thun es dennoch nicht.« Der Leutnant springt auf und umarmt die vor ihm Sitzende stürmisch. Sie ruht geschlossenen Auges im Sessel und läßt es widerstandslos geschehen, daß der

verwegene Eroberer ihr Augen, Mund und Wangen mit stürmischen Küssen bedeckt. Endlich hält der Leutnant in seiner süßen Beschäftigung inne. Ein tiefer Seufzer entringt sich ihrer Brust.

»Warum seufzen Sie?« forschet er zärtlich, wieder an ihrer Seite Platz nehmend.

»O, es war ein so schöner Traum und wie häßlich ist nun das Erwachen —«

Er ergreift ihre beiden Hände und drückt sie zärtlich.

»So lassen Sie uns den entzückenden Traum für die Dauer unseres ganzen Lebens verlängern. Ich will mich morgen ihren Eltern präsentieren und —«

Sie richtet sich jäh empor und unterbricht ihn hastig.

»Das werden Sie nicht thun.«

In seinen Mienen prägt sich das tiefste Erstaunen aus.

»Aber ich begreife nicht —«

Sie entzieht ihm sanft die Hände.

»Hören Sie mich ruhig an, lieber Freund, und Sie werden es verstehen und, ich hoffe, auch billigen, wenn ich Ihnen sage, daß unser beider Interesse gebieterisch verlangt, den — den entzückend schönen Traum hier abzuberechnen.«

Er blickt sie erwartungsvoll an. Die gelehrige Tochter der weltklugen Geheimrätin fährt fort:

»Lassen Sie uns offen miteinander sprechen! Sie wissen, daß ich die Älteste von drei Schwestern bin. Unser Haushalt und unser Putz kosten dem Papa viel Geld, wir besuchen ziemlich häufig Gesellschaften, Bälle, Theater. Papa hat zwar ein hohes Gehalt, aber es geht alles auf. Ich bin arm, arm wie eine Kirchenmaus und habe auf keinen Pfennig Mitgift zu rechnen.«

Der Leutnant hat mit wachsender Verwunderung zugehört. Er liebt das junge Mädchen mit ehrlichem Herzen und hat nie über die Vermögensverhältnisse ihrer Familie nachgedacht.

»Desto besser!« beeilt er sich ihr zu versichern. »Man wird meiner Bewerbung keine Interesse materieller Art unterlegen und an der Aufrichtigkeit meiner Liebe nicht zweifeln können. Ich will ja nichts als Ihre reizende kleine Person.«

Sie muß sich doch etwas Zwang anthun, während sie, anstatt dem lieben, prächtigen Menschen um den Hals zu fallen, ihm mit geheuchelter Verwunderung erwidert:

»So hat man mir also falsch berichtet, als man mir sagte, daß Sie kein Vermögen besäßen?«

Er lachte in seiner offenen, herzlichen Weise.

»Durchaus nicht, Sie sind ganz richtig informiert. Auch ich bin arm wie Hiob. Unsere Verhältnisse passen wunderbar gut zusammen und es müßte mit dem Henker zugehen, wenn wir nicht die fidelste Ehe von der Welt führen würden.«

Ein gezwungenes Lächeln umspielte ihre Mundwinkel.

»Sie sind ein unverbesserlicher Schwärmer.«

Er nimmt das für ein gutes Zeichen und fährt fort:

»Ich nehme meinen Abschied und bewerbe mich um eine Anstellung im Zivildienst. Mein Einkommen wird uns zwar keine Extravaganzen erlauben, Gesellschaften und Bälle werden für uns so gut wie nicht existieren. Aber was sind diese lärmenden, rauschenden Vergnügungen gegen die stillen Freuden einer glücklichen Häuslichkeit!«

Es wird ihr jetzt doch klar, daß zwischen seinen und ihren Lebensanschauungen eine ziemlich weite Kluft besteht.

»Und worin bestehen diese stillen Freuden?« wirft sie ein.« »Die Frau steht den Vormittag über am Kochherd — denn eine Köchin zu halten, erlauben die beschränkten Mittel nicht. Des Nachmittags unterhält sie sich mit Nähen, Stricken, Stopfen und anderen anregenden Wirtschaftsarbeiten und am Abend berechnet sie in Gemeinschaft mit dem von

der unerquicklichen Bureauarbeit abgesspannten Gatten, wie noch hier ein Ersparnis, da eine Ausgabe einzuschränken sei —«

Eine leichte Wolke des Unmuts ist auf seiner Stirn erschienen.

»Die Liebe würde mich die kleinen Unzulänglichkeiten, die mit einer bescheidenen Existenz verknüpft sein mögen, kaum empfinden lassen,« bemerkt er, sie unterbrechend.

»Sie täuschen sich, lieber Freund,« belehrt sie ihn. »Die Liebe würde unter der Misere dieses Alltagsdaseins dahinsiechen, wie eine Blume, der man Licht und Sonnenschein entzogen hat. Ich würde befürchten, in dieser kleinbürgerlichen Atmosphäre ersticken zu müssen. Ich kann mir ein Dasein ohne Glanz und Pracht des gesellschaftlichen Lebens, ohne Musik und Tanz nicht denken. Und, glauben Sie mir, auch Sie würden sich in diesen beschränkten Verhältnissen nicht glücklich fühlen. Das Ende würde sein, daß wir beide elend werden und den Tag verwünschen würden, an dem wir uns kennen gelernt. In unserer Lage, lieber Freund hat man nicht das Recht, der Stimme des Herzens zu folgen, man muß die Vernunft walten lassen.«

Eine schmerzliche, bittere Empfindung verrät sich in dem Zucken seiner Mundwinkel, während er

erwidert:

»Es ist erstaunlich, wie ungemein vernünftig Sie sprechen, mein gnädiges Fräulein.«

»Sie sind ungerecht,« bemerkt sie, verletzt durch das Spöttische in seinen Worten. »Ich spreche nicht anders, als meine Erziehung und das Leben es mich gelehrt haben. Um eine Existenz in so kleinen Verhältnissen erträglich finden zu können, hätte ich anders erzogen werden müssen. Man hat mich von jeher daran gewöhnt, auf diese Ehen aus Liebe mit mitleidigem Spott herabzusehen und es als die Hauptaufgabe eines armen Mädchens zu betrachten, daß sie eine gute Partie zu machen sucht.«

»Sie werden diese Aufgabe natürlich glänzend lösen?«

Sie thut diesmal, als ob sie den Spott in seiner Frage nicht bemerke und antwortet in ruhigem Tone:

»Der Medizinalrat Kühn bewirbt sich um meine Hand.«

Der Leutnant fährt jäh empor.

»Der Medizinalrat?« stößt er erstaunt hervor. »Der ist ja mindestens dreißig Jahre älter als Sie!«

»Aber er besitzt eine reizende Villa im Tiergarten, hat eine elegante Equipage und eine Loge im Opernhaus.« Sie legt ihre Hand auf seinen Arm. »Seien auch Sie vernünftig, lieber Freund! In Ihrer

Lebensstellung, bei Ihrem Exterieur kann es Ihnen nicht fehlen. Ich weiß, daß Fräulein Hartwig, die Tochter des reichen Rentier und mehrfachen Hausbesitzers, sich lebhaft für Sie interessiert.«

Ein Ausdruck von Verachtung liegt im Ton seiner Stimme, während er einwirft:

»Die mit den falschen Locken und der falschen Grammatik —!«

Die Geheimratstochter zuckt mit den Achseln.

»Bah, der Reichthum verdeckt diese kleinen Unvollkommenheiten, das Geld adelt.«

Der Leutnant erhebt sich und steht in kerzengerader Haltung vor ihr.

»Ich bin Ihnen sehr dankbar, mein gnädiges Fräulein,« sagt er mit eisigkaltem Tone in seiner Stimme — »für den Eifer, mit dem Sie sich gütigst der Verbesserung meiner unzeitgemäßen Lebensansichten annehmen; ich befürchte jedoch, Sie werden an mir keinen sehr gelehrigen Schüler haben.«

Er macht eine tiefe Verbeugung und verläßt mit schnellen Schritten das Zimmer, in welchem er die bitterste Erfahrung seines Lebens gemacht hat.

Schön-Melittchen verharret grübelnd auf ihrem Fauteuil. Der entscheidende Schritt ist gethan. Was geschehen, ist nicht mehr rückgängig zu machen.

Und selbst, wenn sie es könnte, würde sie es auch wollen?

»Nein, nein!« spricht sie entschlossen zu sich selbst. »Ihm zu Liebe in Armut und Dürftigkeit leben, sich jede Ausgabe für ein Vergnügen erst erhungern, um jedes neue Kleid wochenlang disputieren? Nein, nein! Alles andere, nur nicht arm sein.«

Auch sie begiebt sich zur Gesellschaft zurück. Der Medizinalrat hat ihre Abwesenheit bereits bedauernd bemerkt. Aber wie reich wird er nun durch die Liebenswürdigkeit ihres Wesens entschädigt! Nie hat er sie so bezaubernd gefunden, nie hat er seine Vereinsamung so gefühlt, die Unerquicklichkeit des Junggesellenlebens. Er gelobt sich im Stillen, nicht länger mit der Ausführung des schon lange gehegten Entschlusses zu zögern und schon am nächsten Tage hält er in aller Form um die Hand Melittas an. Acht Tage später findet das glänzende Verlobungsfest statt und nachdem kaum ein halbes Jahr vorüber, führt der alte-junge Ehemann das jugendfrische, lebenslustige Weib in seine prachtvoll eingerichtete Villa im Tiergarten. Zugleich mit der jungen Frau ist ein rauschendes Treiben in das früher so stille Heim des Medizinalrats eingezogen. Bälle und musikalische Soireen wechseln einander ab, und die schöne

Medizinalrätin, der die glänzendsten Toiletten zu Gebote stehen, genießt die Annehmlichkeiten des Reichtums in vollen Zügen. Ob sich nie ein Sehnen nach einem andern Glück, nie ein Bedauern über den Verlauf ihrer letzten Begegnung mit dem Leutnant von Reden in ihrer Brust regt?

Wer will das sagen? Der diskrete — Hausfreund?!